

Tagungsbericht:

"Untergang" als Erfahrung, Ideologie und Mythos

Jahrestagung des *Deutschen Komitees für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges*
am 19. und 20. Juni 1998.

Unter diesem Titel stand das Werkstattgespräch 1998 des Deutschen Komitees für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges am 19. und 20. Juni, welches mit über 30 Teilnehmern zum ersten Mal an der Universität der Bundeswehr Hamburg stattfand. Damit war für die von Bernd Wegner und seinen Mitarbeitern vorbereitete Tagung, wie schon in vorangegangenen Jahren, ein Themenbereich gewählt worden, dem in der Forschung bisher erstaunlich wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Den Anfang machte das Referat von *Rainer Ludwig* (Siegen) über den Langemarck-Topos, das chronologisch dem Thema der Tagung vorgriff und sich mit dem Entstehungskontext des berühmten Heeresberichtes vom 11.11.1914 sowie seiner Rezeption in Deutschland beschäftigte. Besagte Heeresberichtsmeldung sei als "Antwort" auf "Fragen" zu verstehen, die die besorgte deutsche Öffentlichkeit im Hinblick auf die unzureichende Ausbildung sowie den verfrühten Einsatz der neu aufgestellten Freiwilligenregimenter hatte. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung dieser Meldung habe dabei in unauflösbarem Kontext zum Beginn der letzten Großoffensive in Flandern sowie militärischen Niederlagen gestanden, die durch die Art der Meldung relativiert werden sollten. Da der Heeresleitung (wahrscheinlich) eine Information über singende Truppen vorlag, könne nicht von einer "Geschichtslüge" gesprochen werden, sondern - im ursprünglichen Gattungssinn - von einer "legendären" Darstellung. In der Heimat scheint die "Antwort" die gewünschte Wirkung gezeigt zu haben, aber unbeabsichtigt sei der Heeresbericht auch "Antwort" für diejenigen Kreise in Deutschland gewesen, die sich mit der Sinngebung der Krieges beschäftigten. Langemarck sei hier in mythischer Weise als Beginn eines "neuen Deutschlands" gedeutet worden. Nach dem verlorenen Krieg habe die Kritik an Langemarck wieder eingesetzt. Nur in akademischen Kreisen habe sich die mythische Deutung von Langemarck halten können, die ab 1928 systematisch gegen das "System" von Weimar ausgespielt worden sei.

Heinrich Schwendemann (Freiburg) stellte in seinem Beitrag über die Vernichtung der 2. und der 4. Armee in den Kesseln von Danzig und Ostpreußen im Frühjahr 1945 dar, wie Hitler und die ihm bis zuletzt bedingungslos folgende Wehrmachtführung den in der NS-Propaganda unentwegt verkündeten Endkampf um "Sieg oder Untergang" des deutschen Volkes militärisch umsetzten. Kern der ideologischen Haltestrategie, nach der im Frühjahr 1945 Krieg geführt wurde, sei der "Kampf bis zum letzten Mann" gewesen. Diese Strategie der Selbstvernichtung habe in den Kesseln an der Ostsee mit am konsequentesten umgesetzt werden können. Entgegen der Rechtfertigungsversuche der verantwortlichen Militärs nach 1945 sei die Strategie, "jeden Meter deutschen Bodens" zu halten, keinesfalls darauf angelegt gewesen, die Zivilbevölkerung in Sicherheit zu bringen. An dem äußerst verlustreichen "Endkampf" in den Kesseln an der Ostsee lasse sich exemplarisch die Entschlossenheit Hitlers, den Untergang des Dritten Reiches unter größtmöglichen Verlusten herbeizuführen sowie das beispiellose Versagen der in "Nibelungentreue" zum Führer stehenden Wehrmachtsführung zeigen.

"Untergang als Erfahrung und die Erfahrung des Untergangs" war der Titel des Vortrags von *Klaus Latzel* (Münster). Wenn es nicht gerade um den je individuellen "Untergang", also um den "Heldentod" ging, dann waren dem Referenten zufolge zeitgenössische Sinnmuster wie der Glauben an den "Führer", das Ideal des soldatischen Mannes, nationale bzw. völkische Identifikationen mit der "Volksgemeinschaft" sowie der Alltags-Rassismus, der die Vorstellungen von "Normalität" prägte, durchaus geeignet, die Kriegserlebnisse in den individuellen Erfahrungshaushalt zu integrieren - solange der Krieg erfolgreich verlief. Als

aber Gewalt und Vernichtung auf Deutschland zurückschlügen, also angesichts des Untergangs des Ganzen, hätten sich diese Sinnmuster als zusehends untauglich zur Sinnstiftung erwiesen. In der hereinbrechenden Katastrophe, dargestellt am Kampf um die "Festung Breslau" im Spiegel von Feldpostbriefen, reduzierte sich die Perspektive der einzelnen nur noch auf das Wiedersehen mit der Familie und den Wiederaufbau der zerstörten Heimat. Der hier häufig formulierte Wunsch zur Flucht zurück in eine heile NS-Vergangenheit sollte in der Nachkriegszeit zur Flucht nach vorn werden (und manche Sinnmuster zeigten, daß sie nicht gänzlich ungültig geworden waren).

Die Person Hitlers stand im Mittelpunkt der ersten beiden Vorträge am Samstag, die in einer gemeinsamen Diskussionsrunde erörtert wurden. Den Anfang machte *Bernd Wegner* (Hamburg) der seinem Beitrag "Hitler, die Choreographie des Untergangs und der Ausgang der deutschen Romantik" die Hypothese zugrunde legte, daß der deutsche Diktator die strategische Nichtgewinnbarkeit 'seines' Krieges seit den Monaten zwischen Dezember 1941 und September 1942 mit zunehmender Klarheit erkannt und sich für den 'heroischen Untergang' als die gleichsam zweitbeste, angesichts des in Gang gesetzten Judengenozids für ihn aber auch einzig denkbaren Lösung entschieden habe. Seine Anstrengungen während der zweiten Kriegshälfte hätten mithin der Hinauszögerung und geschichtsmächtigen Inszenierung des Endes gegolten. Vor diesem Hintergrund gewannen die - vor allem seit den Befreiungskriegen literarisch (Arndt, Körner, Clausewitz u.a.) bezeugten und seit dem Ersten Weltkrieg radikalisierten - nationalen Selbstaufopferungstopoi für die NS-Führung einen spezifischen Stellenwert. Sie seien für Hitler gegen Kriegsende auch zur historischen Vorlage seines Handelns geworden und der von ihm propagierte Kollektivuntergang stelle so eine vorläufig letzte Übersteigerung nationalromantischer Visionen von Tod und Wiedergeburt dar.

Auch *Sabine Behrenbeck* (Köln) ging ihrem Referat "Der Untergang des Führer-Helden. Hitlers Selbstmord in mythischer Deutung" davon aus, daß Hitler schon seit 1941/42 nicht mehr geglaubt habe, den Krieg gewinnen zu können. Er habe jedoch seinen Abgang so lange hinausgezögert, bis er eine Kapitulation wie 1918 verhindert hatte. Zugleich habe er in seinem Politischen Testament den Versuch unternommen, seinen Selbstmord als tragischen Untergang des Führer-Helden zu inszenieren und sein vollständiges Scheitern zum sinnvollen Opfer zu verklären, wobei er jedoch die Aufspaltung seines in den 20er Jahren entstandenen Heldenbildes von einem Führer und vielen Kämpfern wieder aufgeben und selbst die Rolle des Opfers übernehmen mußte. Nach dem gescheiterten Putschversuch 1923 habe Hitler als politischer Anführer eine mythische Rechtfertigung für den Tod von 16 seiner Anhänger benötigt. Zu diesem Zweck entwickelte er eine Variante des nationalen Helden, der weniger aufgrund seiner Taten, als vielmehr aufgrund seiner Opferbereitschaft das Heil für die Volksgemeinschaft erwirkt. Während der "Kampfzeit" und in den Vorkriegsjahren des "Dritten Reiches" sei dieser Heldenkult durchaus auf Glaubensbereitschaft gestoßen, und auch nach Kriegsbeginn habe sich diese Zustimmung zunächst fortgesetzt und seien die mythischen Deutungen der Machthaber auf wenig Zweifel gestoßen. In der zweiten Kriegshälfte öffnete sich allerdings eine Schere zwischen Führung und Volk. Ohne Aussicht auf Erfolge im Krieg oder realistisch wirkende Vorteile für eine deutsche Nachkriegsgesellschaft habe der heroische Mythos enorm an Überzeugungskraft verloren. Spätestens durch Stalingrad habe sich der angebliche Erlösungs-Mythos als Untergangsmythos entlarvt und seine Attraktivität für die Adressaten verloren, die sich bei Kriegsende zum Großteil längst für eine persönliche Überlebensstrategie entschieden hatten.

"Götterdämmerung im Goldenen Käfig: Die amerikanische Sorge um einen Massenselbstmord deutscher Kriegsgefangener am Tag der deutschen Kapitulation" lautete der Titel des Vortrags von *Matthias Reiß* (Hamburg). Dieser lenkte den Blick vom Selbstmord Hitlers weg hin zu den Selbstmorddrohungen einiger der 378.000 deutschen Prisoners-of-War (PWs), die während des Zweiten Weltkrieges in den USA interniert waren.

Auslöser dieser im Sommer 1944 auftauchenden Selbstmorddrohungen seien Pressegerüchte gewesen, daß die Gefangenen nach Kriegsende als Zwangsarbeiter an andere Staaten überstellt werden sollten. Anfang Dezember 1944 wandelte sich die Selbstmorddrohung: Ausgehend von Berichten deutscher Informanten befürchteten viele U.S.-Offiziere nun, daß die PWs am Tag der deutschen Niederlage einen von der "alten deutschen Mythologie der Götterdämmerung" inspirierten Selbstmordangriff auf die Amerikaner unternehmen würden. Stattdessen kam nach dem 8. Mai 1945 aus den Lagern die überraschende Meldung, die PWs würden sich plötzlich dem Kommunismus zuwenden. Beide Bewegungen seien nach Ansicht des Referenten Versuche einer Gruppe von PWs gewesen, die Amerikaner zu einer schnellen Repatriierung dieser Gefangenen zu bewegen.

Den Abschluß bildete der Beitrag von *Richard Bessel* (Milton Keynes, GB) mit dem Titel "Leben nach dem Tod: Vom Zweiten Weltkrieg zur zweiten Nachkriegszeit". Die während der vierziger Jahre erfahrene tödliche Gewalt habe dem Referenten zufolge einen tiefen Einschnitt im Leben vieler Überlebender bedeutet, von dem sie nie loskommen konnten. Dem sei während der zweiten Nachkriegszeit ein erstaunlicher Drang nach "Normalität" gefolgt, der alles andere als "normal" gewesen sei - in einer Welt, wo Millionen von Biographien durch Mord, Tod, Gewalt, Flucht, Vertreibung und Obdachlosigkeit zutiefst geprägt worden seien. Anders als die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg sei die zweite unmittelbare Nachkriegszeit eine erstaunlich friedliche gewesen, in der die Parole sowohl auf sozialem und kulturellem als auch auf politischem Gebiet "Keine Experimente" hieß, was als Antwort auf die Frage zu verstehen sei, wie man ein "normales" Leben nach der Massengewalt und dem Massentod der vierziger Jahre aufbaut. Dadurch hätten die fünfziger ihren besonderen Charakter einer ganz anormalen "Normalität" bekommen, die die Maßstäbe für unsere Gesellschaft lieferte, wobei wir unsere heutige Welt oft als chaotisch und unzulänglich empfinden.

Für die anschließende Abschlußdiskussion blieb nur noch begrenzte Zeit, da vor allem die Teilnehmer mit einem längeren Rückreiseweg den angebotenen Shuttle-Service zum Bahnhof wahrnehmen mußten. Im Verlauf der Tagung hatten sich Diskussionen u.a. an der vom ersten Referenten vorgenommenen Unterscheidung zwischen "Legende" und "Mythos" entzündet, die von einigen Teilnehmern nicht geteilt wurde. Fragen, die sich aus dem Gebrauch von Feldpostbriefen als historische Quellen ergeben, wurde ebenso erörtert wie Hitlers Gedankenwelt und seine ideologischen Wurzeln. Hinzu kam in der Abschlußdiskussion u.a. die Frage, ob es eine spezifisch deutsche Affinität zum Untergang gäbe, dessen möglichen mythischen Wurzeln stärker in der historischen Forschung berücksichtigt werden müßten. Dieses Konzept stieß jedoch bei der Mehrzahl der Teilnehmer auf Skepsis oder Ablehnung. Einigkeit herrschte jedoch darüber, daß die Untergangserfahrung anderer Länder, wie z.B. Japan, stärker bei der Untersuchung der deutschen Niederlage und ihrer verschiedenen Facetten berücksichtigt werden müßte.

Matthias Reiß, Universität der Bundeswehr Hamburg